

Der Park von Hohenheim in literarischer Spiegelung

Johannes Wallstein

Wieder einmal gibt eine Gartenschau den Stuttgarter Anlagen gestaltend-umgestaltend ein verändertes, ein neues Gesicht und läßt erneut deutlich hervortreten, daß aus dem einst fürstlichen Schloßgarten und Park längst ein Garten der Bürger geworden ist. Vergleichbar ist die Funktion von Garten und Park in Ludwigsburg – wenn auch die Geschichte etwas anders verlaufen ist: Als 1954 zur 250-Jahrfeier Park und Garten zum «Blühenden Barock» hergerichtet wurden, nahmen auch die neuen Anlagen, wo sie der Architektur zugeordnet sind, höfisch-festliche Töne und Formen auf, während aus der Entstehungszeit des Schlosses wenig oder nichts an Gartenpracht überliefert war (weil es da vermutlich gar nicht so sehr viel Ausgeführtes gegeben hat). Ein dritter Schloßpark im Stuttgarter Raum liegt ein wenig abseits der großen Besucherströme: Hohenheim. Es mag sinnvoll sein, sich bei Gelegenheit der Stuttgarter Gartenschau auch einmal wieder diesem Hohenheimer Park zuzuwenden.

Dabei soll nicht unbedingt versucht werden, beschreibend wiederherzustellen, was heute nur noch in einigen wenigen Relikten und seit kurzer Zeit auch wieder in musealer Dokumentation am Orte selbst sichtbar und anschaulich ist. Vielmehr soll hier dieser Park von Hohenheim sozusagen in der Spiegelung vorgewiesen werden, den er in der Literatur gefunden hat: Bei HERMANN KURZ, JOHANN WOLFGANG GOETHE und FRIEDRICH SCHILLER. In dieser umgekehrten Reihenfolge gewinnt man am ehesten ein Bild; und vielleicht gelangt man auch so am ehesten zu einer angemessenen Würdigung von Absicht und Verwirklichung.

In seinem Roman *Schillers Heimatjahre* zeichnet HERMANN KURZ die Begegnung SCHILLERS mit seinem Herzog nach, bei der SCHILLER sich wegen seiner heimlichen Ausflüge nach Mannheim zu den Räuberaufführungen verantworten mußte. Heinrich Roller, der Held des Romans, erfährt, er werde im Tempel des Merkur erwartet:

Heinrich folgte dem gegebenen Wink und ging zum Park, wo ein zerfallener Bogen mit alten Standbildern in den Nischen ihm manchen bedeutenden Anblick verhieß. Ein Fischerhäuschen, mit Schilf bekleidet, stand dicht daneben, und eine gerade Allee, mit Gras bewachsen und dem Anschein nach ungebraucht, lief weit zwischen den Gebüsch hin. Er wollte in der Allee fortwandeln, als ein Mann, den er sonst schon in der fürstlichen Umgebung gesehen zu haben sich erinnerte, zur Rechten aus dem Dickicht trat und ihm mit freundlichem Lächeln winkte.

«Wohin?», rief er. – «Zum Tempel des Merkur.» – «Folgen Sie mir!», sagte jener und schlug den schmalen Pfad, auf dem er gekommen war, durch die Gebüsch ein.

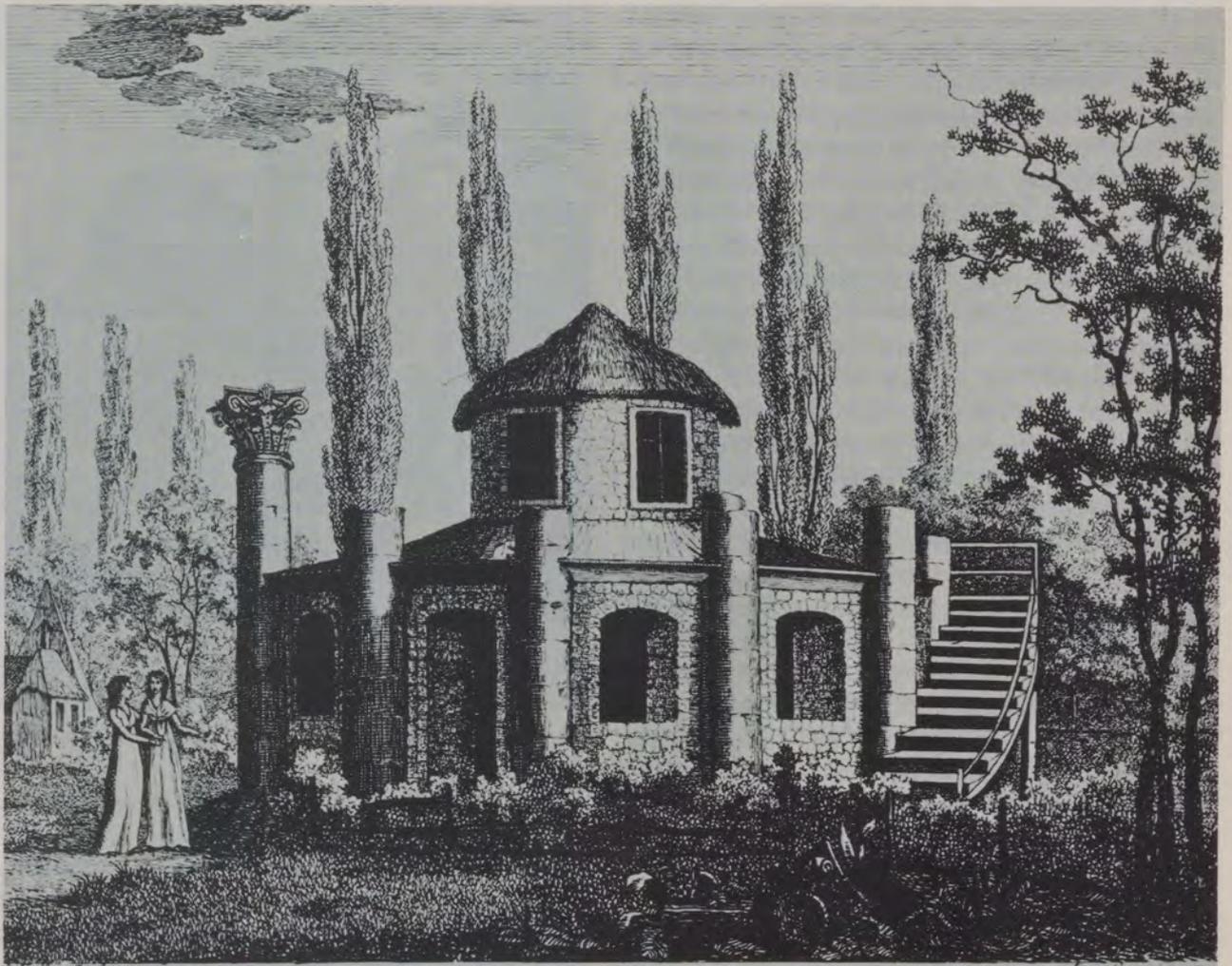
Dieser Begleiter erläutert und beschreibt nun – wohl mehr für den Leser als für Heinrich Roller – eine Reihe von Anlagen und Eigenheiten des Hohenheimer Parks – vor allem das «Dörfle», das deutlich auf des Herzogs Franziska, die Reichsgräfin von Hohenheim, zugeschnitten ist, auf ihre manchmal kindliche Freude am Ländlichen, an den «einfachen Leuten» – zugleich aber auch auf ihre teils aus Frömmigkeit, teils aus landesmütterlicher Fürsorge zu erklärende Neigung zu erzieherischem Bemühen.

«Sie hätten keinen besseren Tag wählen können!», rief der andere lebhaft. «Es war heut ein glänzendes Fest hier im Garten, zu Ehren Franziskas: alt und jung und jeder Rang und Stand brachten ihr in Versen ihre Huldigung dar. Im römischen Gefängnis lag eine große Menge von langbärtigen Gefangenen, welche freigegeben wurden; die Bauern von Plieningen hatten sich seit vielen Wochen die Bärte dazu müssen wachsen lassen. Der Herr ist sehr gnädig, ich sah ihn lang nicht in so guter Laune. Auch der Wasserfall ist losgelassen worden; man hat die sechs Seen dort hinten seit mehreren Tagen geschwellt. Ich glaube, er läuft noch; wenn sie keine Zeit versäumen. – Von diesen Hohenheimer Wasserkünsten wird gelegentlich wieder zu reden sein. Hier jedoch setzen wir den Weg zum Tempel des Merkur fort:

Sie traten bei den hohen Trümmern eines gotischen Gemäuers hervor, an welches sich einige schlichte Gebäude, durch ein eisernes Gittertor untereinander verbunden, anlehnten. «Das ist das Schulhaus», sagte Heinrichs Führer, auf das verschobene, niedrige Hauptgebäude mit Flickwerkweisend. «Wie!», rief Heinrich, «es ist ja so still und menschenleer». «Heute ging es laut hier zu: ein Häuflein Kinder war da und sang der Herzogin ein Lied.» – Er ließ ihn in die Schulstube hineinsehen, welche mit Bänken und Katheder, mit Lesetafeln, Schulgebeten und Landkarten in aller Form ausgestattet war. Dann führte er ihn an kleinen Obst-, Gras- und Küchengärten vorüber, die, anscheinend für den Gebrauch des Schulmeisters bestimmt, das einsame Häuschen umgaben, in das Gebüsch.

Nach einer neuen Wanderung tauchten drei Kuppeln aus dem vielverschlungenen Dickicht auf. «Dort ist der Tempel! Ich muß Sie jetzt verlassen, es wird nicht geheuer sein.» – Mit diesen Worten war er im Wäldchen verschwunden.

Heinrich ging weiter, und bald schimmerte ihm ein heiteres weißes Gebäude entgegen. Er umging es und fand vorn



Keiler Sculp.

Los. Carmine. etc.

*Der Zirkelbau
aus der engg. Anlage Hohenheims.*

einen Portikus mit vier Säulen und darüber im Giebfeld einen Merkurstab nebst anderen Emblemen des Gottes. Zwei kleine niedere Flügel waren auf beiden Seiten angebaut, und auf jeder der drei Abteilungen saß eine Kuppel. Er sah, daß er an dem bestimmten Orte sei und näherte sich dem freundlichen Tempel; da trat ihm aus dem Innern zwischen den Säulen der wundersame Mann entgegen, der diese reizende Wildnis geschaffen hatte. Er trug ein einfaches Gewand und einen leichten Mantel darüber. «Wer seid Ihr, Fremdling, und was wollt Ihr?», rief er zwischen den Säulen hervortretend dem Ankömmling zu, «was wollt Ihr? Ich bin der Herr dieses Gartens.»

Es folgt nun ein zweiter Streifzug durch den Park von Hohenheim, dessen Weg der Herzog bestimmt. So wie er sich nur als Herr dieses Gartens bezeichnet hat, so hat auch Heinrich eine Art von Namenlosigkeit angenommen und sich vorgestellt als heimatloser Wanderer, der den Frieden sucht. Der Herzog zeigt ihm

nun den von ihm bestimmten, nach seinen Absichten angelegten Park unter dem Aspekt, daß hier der Frieden zu finden sei: «Hier oder nirgends ist seine Wohnung.» Sie verließen den Tempel und gingen auf Pfaden, die sich schlängelten und kreuzten, zwischen hohen Bäumen und dicht verwachsenem Gebüsch fort. Oft schimmerten Gebäude aus dem verworrenen Grün, aber der Herr des Gartens, wie er sich genannt hatte, lenkte jedesmal seine Schritte abwärts, und das Dickicht verschlang die lockenden Erscheinungen wieder. Endlich befanden sie sich am Ufer eines langen, fischreichen Sees, mit Weiden und hohen Pappelwänden umgeben. Eine Gondel wartete ihrer; der Herr des Gartens bestieg sie und winkte dem Wanderer, ihm nachzufolgen und das Ruder zu ergreifen. Einige leichte Schläge führten sie an dasjenige Ufer; in geringer Entfernung blickte durch die Pappeln etwas, das dem vorhin gesehenen Fischerhäuschen mit seiner Schilfbekleidung gleich. Sie stiegen aus, gingen

am Ufer entlang und verloren sich, wo der See aufhörte, wieder in der Wildnis. Aus einem dunkeln Tannenhain in der Nähe murmelte melodisch eine Quelle. Sie durchschnitten eine breitere Allee und befanden sich, von neuem aus dem Dickicht hervortretend, bei den Ruinen einer antiken Wasserleitung, an welche einige ländliche Gebäude, heimlich wie Schwalbennester, angelehnt waren. In schnellem Wechsel folgten nun die seltsamsten Erscheinungen: Grabmäler, Hirten- und Bauernhäuser, Überreste alter Mauern und Türme, eine Moschee, ein römisches Bad mit einem offenen Tempel darüber, auf dessen Kuppel der römische Adler schwebte, während an den Unterlagen der jonischen Säulen und an den Doggen des Geländers ein mittelalterlicher Baumeister mit seiner Architektur dem Verfall aufgeholfen zu haben schien; Schweizerhäuser, eine Pyramide, jener des Cestius gleichend, gotische und römische Türme, dazwischen Baumgruppen, Weideplätze, Tempel, Gärten, umzäunte Felder, Scheune, Haus und endlich sogar, wo sie dem sanft rauschenden Bach, der das römische Bad durchfloß, wieder begegneten, eine Mühle mit einem angebauten Lusthause.

Da ist nun so ziemlich all das beieinander, was neuere Beurteiler schlichtweg als «Firlefanzen» bezeichnen. Und doch muß man vielleicht Unterschiede machen zwischen dem, was im Park von Hohenheim erdacht und verwirklicht worden ist und den Anhäufungen historisierender Architektur in manchen anderen zeitgenössischen Parks, die oft in der Art ihres Zustandekommens (wenn auch nicht im Format) Ähnlichkeit haben mit der Villa des römischen Kaisers HADRIAN bei Tivoli: was immer der Kaiser sah auf seinen Reisen und was ihm Eindruck machte, er ließ es in seiner Villa als Kopie wiedererstehen: nachgebaute Souvenirs von Reisen nach Griechenland, Kleinasien, Ägypten. Für HERMANN KURZ und die Gestalten seines Romans gibt es keinen Zweifel daran, daß die Hohenheimer Anlage eben nicht das Ergebnis von Zufall und Laune, sondern aus einem Konzept entwickelt worden ist, das ihr Bedeutung verleiht. Heinrich Roller liest dieses Konzept sozusagen an der Ausführung ab, als er sich aufgefördert sieht, zu sagen, was er gesehen hat, zu erklären, ob es sich zu faßlichen Gedanken bei ihm niedergeschlagen hat:

«Einen Teil der Weltgeschichte habe ich gesehen, hoher Herr!», rief der Wanderer lebhaft, «und viele Geschlechter von Menschen sind im Geist an mir vorübergegangen.» Ich stand auf den Trümmern einer römischen Stadt; die Reste der Mauer, die uns auf unserer langen Wanderung überall begegneten, bezeugen noch ihre Ausdehnung und könnten die Gelehrten mit Erörterungen und Streitigkeiten vielfach beschäftigen.

Römische Kolonisten waren es, die hier zuerst sich niederließen und in so weiter Entfernung die Herrlichkeiten ih-



Das römische Bad.
Eine Partie des engl. Gartens bey Hohenheim.

res heimischen Roms, die Pyramide des Cestius, Vesta- und Cybele-Tempel, Neros Grab und – hier tauchen sie eben vor uns auf – die berühmten Thermen Diokletians wiederholten. Aber Bögen und Säulen sind zerfallen und haben sich tief und tiefer in den Schutt eingewühlt. Andere Geschlechter sind über die Erde gegangen; alle haben sie dieser reizenden Stelle ihre Huldigung dargebracht. Ich sah flüchtige Zeichen einer maurischen Niederlassung. Bleibender haben sich unsere deutschen Vorfahren angesiedelt und den Altertümern der dorischen und jonischen Säulen ihre gotischen Pilaster, Türme und Kapellen, auch diese jetzt in grauer Ehrwürdigkeit prangend, an die Seite gesetzt. Sie zeigten Sinn für die Großheit dessen, was ihnen die römischen Fremdlinge überliefert hatten, sie suchten den Zerfall aufzuhalten; und indem sie ihm Stützen und Basen von ihrem eigenen Geschmack unterbauten und den römischen Kerker zu einer mittelalterlichen Burg mit Wallgraben und Zugbrücke umschufen, haben sie eine seltsame, nicht ungefällige Mischung hervorgebracht, einen phantastischen Baustil, der keinen Vorwurf der Willkür erleidet, weil eine historische Folge der Zeiten in ihm erscheint. Diese Pietät erinnert lauter als geschriebene Zeugnisse an das ritterliche Geschlecht der Bombasta, die vordem hier gehauset haben. Auch ist mir, an die Reste eines schönen Porticus angeschmiegt, ein küchenartiges Gefäß aufgefallen, das ich ohne Mühe für das Laboratorium des magischen Meisters Paracelsus erkennen könnte. Und nun hat ein neues Geschlecht auf diesem Boden, der schon vor Jahrtausenden den Menschen gütig war, seine kleinen, harmlosen Nester gebaut. Es sind friedliche Kolo-

nen, auf Wohnlichkeit und Nutzen vor allem bedacht. Bruchstücke gewundener Säulen und rauhe Steine von verfallenen Kapellen haben sie, nur die Brauchbarkeit zum Maßstab nehmend, nebeneinander in die Wände ihrer Hütten eingemauert; sie tränken ihr Vieh aus den marmornen, kunstreich gehauenen Muscheln und haben die Rumpfe alter Türme und die Überreste des Kirchleins seltsam mit Stroh gedeckt, um warm darunter wohnen zu können. Das alte Rathaus mit der wohl erhaltenen Inschrift *Senatus Populusque Romanus* dient ihren schlichten Magistratssitzungen, welchen die Geister jener Senatoren mit verwundertem Lächeln lauschen mögen. Doch fehlt es auch hier nicht an vereinzeltm Reichtum und Geschmack; neue Häuser erheben sich neben den niedrigen Schäferhütten, und das Innere der alten Tempel ist mit Pracht und heiterer Kunst ausgestattet. Aber die Kolonie selbst, die aus den roten Backsteinen der Römermauer ihre kleinen Häuschen, malerisch von den zerfallenen Arkaden überragt, aufführte, predigt nichts als den Wert der Genügsamkeit und des ländlichen Stilllebens. Ihre Schneckenwohnungen sind nicht für die Dauer gebaut, sie machen keinen Anspruch auf die Bewunderung kommender Geschlechter; dafür sind sie auch nicht dem Hohn der Zeit bloßgestellt, den diese prunkenden Säulen erlitten haben. Hier ist Friede! sagt der Genius des Orts, Pracht und Größe zerfällt, aber einfacher Sinn, auf stilles Glück gerichtet, siegt über Zeit und Tod.

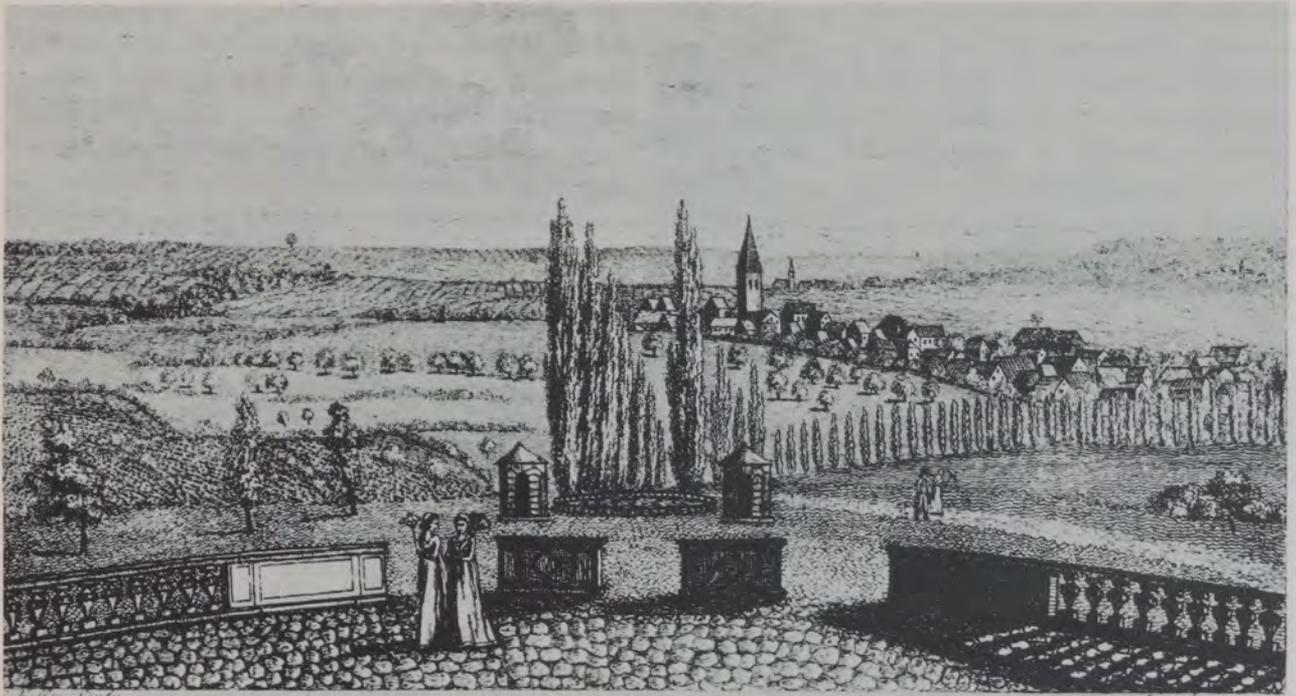
Der Herr des Gartens scheint zufrieden zu sein mit dieser Schilderung und Deutung seiner Anlagen und Absichten. Auf das dadurch ausgelöste erkennbare Wohlwollen vertrauend, erlaubt sich Heinrich Roller eine kritische Anmerkung: *Nur eins vermißt man in diesem reizenden Bilde, das Leben! Diese lieblichen Weiden, diese reinlichen Hütten verlangen bevölkert zu sein, und die Ruhe der Vergangenheit wäre noch schöner hervorgehoben, wenn eine heitere Gegenwart wirklich und nicht bloß zum Schein ihren belebenden Sitz hier aufgeschlagen hätte.*

Dieser Einwand entspricht fast wort-wörtlich denjenigen, die in der Zeit des jungen SCHILLER, in den Jahren vor der Französischen Revolution häufig zu hören waren. Der Sturm und Drang entdeckte wieder Natur und Natürlichkeit, er wandte sich gegen das Gezierte und Gekünstelte des ausgehenden Rokoko. Allerdings in Hinsicht auf die Anlage und Gestaltung von Gärten und Parks zunächst noch ohne nachhaltigen Erfolg. Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts «verzierte» man Parklandschaften mit nachgeahmten Tempeln und künstlichen Ruinen. (Die Übertragung der gotischen Kapelle aus Hohenheim auf eine Insel im See bei Schloß Monrepos gehört ebenso zu diesen fortwirkenden Künstlichkeiten wie die Anlage der romantischen Passagen des Ludwigsburger Schloßparks um Emichsburg und

Schüssele-See.) SCHILLERS Herzog – auf jeden Fall der von HERMANN KURZ geschilderte – mag die Forderung nach Natürlichkeit, Realität, Leben in einer solchen Ideallandschaft nicht anerkennen: *«Das Leben ist außerhalb», sagte der Herr des Gartens, «für die Hauptbedingung des Daseins, für die Agrikultur, geschieht alles da draußen. Aber hier soll sich kein Widerstreit eindringen. Diese Räume beleben sich nur an hohen Festen, wo sie bestimmt sind, die heitersten und reinsten Seiten des Lebens abzuspiegeln. Das Bild des Lebens ist höher als das Leben selbst.*

Diesem Versuch von HERMANN KURZ, die Hohenheimer Parkanlagen aus Absicht und Vorstellung ihres Urhebers zu verstehen und zu deuten, sei die krasseste zeitgenössische Ablehnung gegenübergestellt: Am 1. September 1797 besuchte GOETHE Schloß und Park Hohenheim. Er notierte seine Eindrücke: *Hohenheim selbst, der Garten sowohl als das Schloß, ist eine merkwürdige Erscheinung. Der ganze Garten ist mit kleinen und größeren Gebäuden übersät, die mehr oder weniger teils einen engen, teils einen Repräsentationsgeist verraten. Die wenigsten von diesen Gebäuden sind auch nur für den kürzesten Aufenthalt angenehm oder brauchbar. Sie stecken in der Erde . . . Folgen einige Anmerkungen des in allen Fächern beschlagenen Reisenden über das Bauen am Hang, wobei man nicht in den Hang hinein bauen sollte, sondern so, daß alle Räume außerhalb des Erdreichs liegen, man müsse den hinteren Sockel zuerst bestimmen . . ., der vordere mag alsdann so hoch werden, als er will. Dennoch, meint Goethe, wäre künftig bei einer Abhandlung über Gärten dieser in seiner Art als Beispiel aufzustellen. Bei diesen vielen kleinen Partien ist merkwürdig, daß fast keine darunter ist, die nicht ein jeder wohlhabende Partikulier ebensogut und besser haben könnte, nur machen viele kleine Dinge zusammen leider kein großes. Und dann ist auch bei GOETHE von den Wasserkünsten – wenn man das in Hohenheim so nennen kann – die Rede: *Der Wassermangel, dem man durch gepflasterte schmale Bachbetten und durch kleine Bassins und Teiche hat abhelfen wollen, gibt dem Ganzen ein kümmerliches Ansehen, besonders da auch die Pappeln nur ärmlich dastehen. Insgesamt findet GOETHE kaum Wissens- noch Nachahmenswertes in diesem Garten. Eine einzige altgotisch gebaute, aber auch kleine und in der Erde steckende Kapelle wird jetzt von Thouret, der sich lange in Paris und Rom aufgehalten und die Dekoration studiert hat, mit sehr vielem Geschmack ausgeführt; nur schade, daß alles bald wieder beschlagen und vermodern muß und der Aufenthalt, wie die übrigen, feucht und ungenießbar ist. (Hier handelt es sich um die bereits erwähnte, später nach Monrepos übertragene Kapelle.)**

Allzu ausführlich, meint GOETHE, brauche er die Hohenheimer Anlagen nicht zu rezensieren, weil sie



*Aussicht des Schlosses Hohenheim
gegen das nahe gelegene Dorf Pleinungen.*

schon beschrieben seien, etwa im «Gartenkalender». Er meint damit den *Gartenkalender auf das Jahr 1795*, erschienen bei COTTA in Tübingen. Eben den nun hat SCHILLER rezensiert. Und dabei nicht nur allgemeine Bemerkungen zur Gartenkultur gemacht, sondern insbesondere auch die Darstellung des Hohenheimer Parks nachgezeichnet. Manches ging in diese Rezension ein, was aus der eigenen Erinnerung stammt, manches mag auch durch diese Erinnerung ein wenig veränderte Dimensionen und Bedeutungen bekommen haben. Auf jeden Fall sehen wir SCHILLER bereit, abzuwägen und zu verstehen, was zur Interpretation der Hohenheimer Anlagen vorgebracht wird: *Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen oder auch nur vom Hörensagen kennt, muß es angenehm sein, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenner zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger als den Recensenten überraschen, in einer Composition, die man so sehr geneigt war für das Werk der Willkür zu halten, eine Idee herrschen zu sehen, die, es sei nun dem Urheber oder dem Beschreiber des Gartens, nicht wenig Ehre macht.*

SCHILLER kennt die Einwände, die gegen die Anlagen in Hohenheim geäußert wurden: *Die meisten Reisenden, denen die Gunst widerfahren ist, die Anlage zu Hohenheim zu besichtigen, haben darin, nicht ohne große Befremdung, römische Grabmäler, Tempel, verfallene Mauern u. dergl. mit Schweizerhütten, und lachende Blumenbeete mit schwarzen Gefängnismauern abwech-*

seln gesehen. Sie haben die Einbildungskraft nicht begreifen können, die sich erlauben durfte, so disparate Dinge in ein Ganzes zu verknüpfen.

Aber dann folgt SCHILLER der von ihm rezensierten Interpretation durchaus zustimmend: *Die Vorstellung, daß wir eine ländliche Colonie vor uns haben, die sich unter den Ruinen einer römischen Stadt niederließ, hebt auf einmal diesen Widerspruch und bringt eine geistvolle Einheit in diese barocke Composition. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwei äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen, elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist.*

Es scheint, daß hier die Vorlage gegeben ist für die ausführliche Schilderung und Deutung, die HERMANN KURZ in *Schillers Heimatjahren* ausbreitet. Aber auch der rezensierende SCHILLER gerät aus der Besprechung einer Beschreibung unversehens selbst ins Beschreiben: *Der Verfasser nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nä-*

hert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden sein. Der Weg von Stuttgart nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirtschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freie Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feierliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und Eleganz wenig seines Gleichen hat und auf eine gewiß seltene Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architektur der Zimmer und des Ameublements wird das Bedürfnis nach – Simplizität bis zu dem höchsten Grade getrieben und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf Einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feierlichste Triumph bereitet. Indes machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzler seine friedliche Hütte lehnt, eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltierte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Kultur verwöhnten Menschen befriedigt und, indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Wie sehr mag SCHILLER bei Niederschrift dieser Rezension noch an jenen Tag in Hohenheim gedacht haben, der später Vorbild wurde für die Schilderung bei Hermann Kurz? LUDWIG FRIEDRICH GÖRITZ berichtet darüber: SCHILLER hatte einige Male – und

sein Vorgesetzter hatte das toleriert – wegen angeblicher Krankheit den Dienst geschwänzt und war nach Mannheim gefahren, wo man seine «Räuber» spielte. Herzog KARL erfuhr es endlich, und als Schiller von einer solchen Reise zurückgekommen war, schickte er ihm ein Pferd aus dem Marstall und den Befehl, sogleich nach Hohenheim zu kommen und keinem Menschen etwas davon zu sagen. – Als SCHILLER in Hohenheim ankam, empfing ihn der Herzog sehr freundlich und liebevoll, erzählte ihm von seinen Anlagen und zeigte ihm einige, erkundigte sich nach seinen Umständen, und endlich sagte er rasch zu ihm: «Er ist auch in Mannheim gewesen, ich weiß alles; ich sage, sein Obrister weiß darum.» SCHILLER bekannte, daß er in Mannheim gewesen sei, leugnete aber schlechterdings, daß RAU etwas davon wisse, und so beharrlich, daß der Herzog vergeblich Bitten und Drohungen anwandte, vergebens drohte, ihn auf die Festung bringen zu lassen und seinen Vater außer Brot zu setzen. SCHILLER beharrte auf seinem Leugnen; er wurde sehr ungnädig vom Herzog entlassen («es werde nachkommen») und mußte zu Fuß wieder nach Stuttgart zurückkehren. Trotz dieser Erlebnisse und der nicht viel später erfolgten Flucht aus der Heimat findet SCHILLER nicht nur viel Positives an den Gartenanlagen eben dieses Herzogs KARL in eben diesem Hohenheim, er kommt auch zu einem nicht unbedingt positiven, aber doch so gut wie objektiven Schluß von den Anlagen in Hohenheim auf deren Urheber – und damit sind zum dritten Male die Wasserspiele von Hohenheim zu zitieren: Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam sein, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet sein wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessieren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten allein Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.